Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Hölderlin und Nietzsches Zarathustra
Autor: Baumgartner, O. G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748609

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rede durch unerwartete Wortgebilde persönliche Färbung und Würze zu verleihen, am meisten sprachschöpferischen Geist aber pflegen wir in der Entrüstung zu verraten, wenn es uns daran liegt, unsern Spott zu verschärfen, unsern Zorn zu steigern oder eine Drohung eindrucksvoller zu gestalten.

Aus solchen Lagen und Stimmungen heraus wird das neue Wort geboren. Mit diesen Faktoren hat der Sprachforscher jederzeit zu rechnen. Denn es ist nicht einzusehen, wesshalb diese Kräfte in den Urzeiten des Menschengeschlechts nicht gewirkt haben sollten. Die menschliche Psyche ist sich im Grunde wohl gleich geblieben. Es ist ein müßiges Beginnen, über den Ursprung der Sprache Hypothesen aufzustellen, die jedes neue Dialektwörterbuch zu Fall bringt. Was not tut, ist das Studium der Wortschöpfung in der lebendigen Rede. So wie heute vor unsern Ohren die Dinge zu ihren Namen kommen, so oder ähnlich sind sie ohne allen Zweifel schon zur Zeit unserer Altvordern getauft worden.

BASEL ERNST TAPPOLET

HÖLDERLIN UND NIETZSCHES ZARATHUSTRA

Das ganze ungeheure Heer der geistigen Arbeiter vermag, genau besehen, den Ideenreichtum der Völker nur um Kleinigkeiten zu erhöhen. Die besten neuen Ideen sind in der Regel nur gute Variationen alter Wahrheiten. Die Behauptung einiger Psychologen und Anthropologen, die Fähigkeit zu neuen Ideen verlasse uns schon im frühen Mannesalter, und die meisten und grundlegenden Ideen entstünden bei vielen führenden Geistern zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr, nimmt sich daher aus wie eine Erklärung zu unserer „Ideenarmut". In der Tat sehen wir einen Schopenhauer bis in sein hohes Mannesalter von der einen großen Idee aus seinem Jünglingsalter, der „Welt als Wille und Vorstellung", zehren. Goethe beschließt das Werk seines Lebens mit der Vollendung und Verwirklichung seiner ersten Dichterträume. Nietzsches bestes Werk, der Zarathustra, bildet den letzten Ausläufer einer Reihe von Plänen und Entwürfen,

welche aus einer Anregung hervorgingen, die er als siebzehnjähriger Junge durch die Lektüre Hölderlins empfing.

Auf den Zusammenhang Hölderlin-Nietzsche ist lange schon — allerdings mehr ahnend als auf Grund einer systematischen Untersuchung — von namhaften Gelehrten hingewiesen worden. Am bekanntesten ist wohl die Auslassung des Berliner Gelehrten Dilthey über diesen Gegenstand in seinem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung". Allein die *direkte Genesis des Zarathustra aus Hölderlins „Empedokles"* ist meines Wissens bis heute von niemanden entdeckt und nachgewiesen worden. Diese Genesis darf natürlich nicht zu einem plumpen Verhältnis Vorbild — Nachahmung gepresst werden. Sie ist wie alle natürlichen Vorgänge viel feiner als derartige Konstruktionen und lässt sich vielleicht in dem Bild ausdrücken: *Hölderlins Empedokles* ist der *Vater des Zarathustra.* Die künstlerische Hauptidee der aus christlichem und heidnischem seltsam gemischten Erlöserfigur samt einer Reihe anderer Züge haben ihren energitischen Ursprung in Hölderlins Empedokles. Die Entwicklung dieses Ideenkomplexes in Nietzsches Geist lässt sich an Hand der Skizzen zu Nietzsches Empedokles und Zarathustra ahnen.

Ist man nun begierig nach den Hölderlinschen Vererbungsmerkmalen im Zarathustra, so erscheint es ratsam, die übrigen hundert Anregungen Nietzsches ganz beiseite zu lassen und sein Augenmerk *nur* auf den Gegenstand, gleichsam mikroskopisch-ausschließlich, zu richten. Unter den vielen so gewonnenen Gemeinsamkeiten mögen dann vielleicht zwei Dutzend zwingende sein.

Die einzelnen Phasen dieser Zarathustra-Genesis werden markiert durch fünf Tatsachen: Nietzsches Schulaufsatz über Hölderlin aus der Zeit in Schulpforta, seinen Brief an Rhode (auch Briefe an die Meysenburg und andere erinnern an Hölderlin), seine Empedoklespläne, die Skizzen zu Zarathustra und den ausgeführten Zarathustra. Der siebzehnjährige Pfortaschüler gibt der Wirkung, welche die Dichtungen Hölderlins auf ihn gemacht, beredten und überschwänglichen Ausdruck. Er stellt Hölderlins Metren über die Platens, nennt sie „dem reichsten und weichsten Gemüt entquollen, lobt ihre Natürlichkeit und Ursprünglichkeit im erhabensten Odenschwung wie in den zartesten Klängen der Wehmut". Wie der Wellenschlag des Meeres überflutet der Hyperion mit

der wohlklingenden Bewegung seiner Prosa sein Gemüt. „In der Tat, diese Prosa ist Musik, weiche, schmelzende Klänge von schmerzlichen Dissonanzen unterbrochen, endlich verhauchend in düstern, unheimlichen Grabliedern.“ Hier verrät sich schon das empfindliche Ohr des späteren Sprachmeisters. Mehrere Gedichte und ein Kapitel aus Hyperion fallen dem jungen Pfortaschüler dadurch auf, dass sie den Deutschen „bittere Wahrheiten sagen“. Diese Philippiken gegen das „deutsche Barbarentum“ seien leider nur allzuoft begründet und „mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar“. Der Empedokles endlich scheint ihm den tiefsten Eindruck gemacht zu haben. Er ist ihm „in der reinsten sophokleischen Sprache geschrieben“ und „in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Gedanken“. Der Dichter entfalte hier seine eigene Natur. „Empedokles Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdensattheit und Pantheismus“. Er bekennt: „Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen *ganz besonders* erschüttert. Es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empedokles.“ Zwar findet er auch im Hyperion „alles von verklärendem Schimmer umflossen“, aber doch unbefriedigt und unerfüllt, und die Gestalten darin sind „Heimweh und Sehnsucht weckende Luftbilder“.

Acht Jahre nach seinem Schüleraufsatz schreibt der fünfundzwanzigjährige Nietzsche an Erwin Rhode: „Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niedersetze, fällt mir das Wort Hölderlins, meines Lieblingsdichters, aus der Gymnasialzeit ein: ‚Denn liebend gibt der Sterbliche vom Besten‘.“ — Ein Jahr oder zwei nach diesem Brief hatte Nietzsche schon eine Sammlung von Schriftstücken beisammen, „Entwürfe zu einem Drama Empedokles“.

In diesen Entwürfen zeigen sich die Anregungen aus Hölderlin schon bestimmter entwickelt und mit fremden Bestandteilen vermischt. Der tiefe Eindruck, den der Tod des Hölderlinschen Empedokles auf den Pfortaschüler gemacht, hat sich zu einer dichterischen Idee entwickelt: „Aus einem apollinischen Gott wird ein todessehnsüchtiger Mensch“. Der Empedokles Nietzsches ist wie der Hölderlins Arzt, wird dort wie hier zum König gekrönt, lehnt die Krone ab, heilt eine Frau oder ein Mädchen (Panthea), scheitert an einer Intrige des Götzenpriesters, hat einen „getreuen Schüler“, ja dieser Schüler heißt zeitweilig wie bei Hölderlin Pausanias. Beide Empedoklesdichtungen beginnen mit dem Sturz der

alten Götter. Lässt Hölderlin eingangs Priester und König erzählen von der Gotteslästerung und Gottesleugnung des Empedokles, und erst am Schluss ihn selbst die Worte sagen: „Wagt's, die alten Götter von euch zu werfen", so steigern die Empedoklesentwürfe Nietzsches gemäß ihrem leidenschaftlicheren Charakter die Erzählung zur Tat im ersten Akt: „Empedokles stürzt den Pan". Mit seiner schlagwortartigen Prägnanz nimmt der vollendete Zarathustra dieses Motiv gleich an den Eingang: Zarathustra ruft dem Heiligen zu „Gott ist tot". Der Zerstörung des Gottesbegriffs folgt auf dem Fuße die tiefste Niedergeschlagenheit. Der Held wird bei Hölderlin „ein stolzer Trauernder", bei Nietzsche „fühlt er sich geächtet", in den Zarathustraskizzen ist er wie im Zarathustra selbst ein Verbannter. Das feine Verhältnis Empedokles-Panthea-Pausanias vergröberte und übersetzte Nietzsche ins Leidenschaftliche. Die Empedoklesentwürfe machten Empedokles und Pausanias zu Rivalen, während Panthea ihre Liebhaberinnenrolle der Korinna, ihren elegischen Charakter aber dem „Mädchen" der Entwürfe Nietzsches abtrat. Um einer Häufung der Konflikte aus dem Wege zu gehen, nahm Nietzsche auch eine Teilung der Pausaniasfigur vor, indem er dem leidenschaftlichen Rivalen einen „getreuen Schüler" gegenüberstellte. Die Flucht des Volkes vor der Lehre des Weisen geht von Hölderlin auf Nietzsche und noch in den Zarathustra über. Der geplante gemeinsame Tod des Pausanias mit Empedokles wird bei Nietzsche Tatsache, in einer andern Version wird der Wunsch der Hölderlinschen Panthea wirklich: Korinna stirbt mit dem Helden. Dass auch bei Nietzsche der Vulkan am Schluss eine effektvolle Rolle spielen sollte, versteht sich von selbst.

Die Zarathustra-Skizzen, die in den nächsten zehn Jahren 1871 bis 1881 entstanden sein mögen, lehnen sich teilweise so nahe an die Empedoklesentwürfe an, dass man versucht sein könnte, sie diesen anzurechnen. Kennen die Empedoklesentwürfe, Hölderlin folgend, das „über Empedokles phantasierende Mädchen", das plötzlich stirbt, so erzählen die Zarathustra-Skizzen von der „Vision des Weibes (oder des Kindes mit dem Spiegel)" und von der „Szene des Weibes, an dem plötzlich die Pest wieder ausbricht". Die Empedoklesentwürfe und die Zarathustra-Skizzen bringen dieselben Situationsnotizen „Ausbruch der Pest", „Die Peststadt" usf. Pan-

theas Verehrung und Korinnas Liebe entwickeln sich in den Zarathustra-Skizzen zu einem Liebesdialog zwischen Zarathustra und Pana, der das direkte Vorstadium des zweiten Tanzliedes im Zarathustra bildet. Hölderlins „Schämt euch, dass ihr noch Könige wollt. Zu eurer Väter Zeiten wär's ein anderes gewesen, ihr seid zu alt... Es ist nicht mehr die Zeit der Könige", wiederholt sich in den Zarathustra-Skizzen: „Die Völker sind nicht mehr wert, Könige zu haben", und im ausgeführten Zarathustra: „Es ist nicht mehr die Zeit der Könige". Auch eine „Heilung des Weibes" erinnert in den Zarathustra-Skizzen noch einmal an die Heilung der Panthea durch Empedokles. Aus den Hauptzügen des Hölderlinschen Empedokles, der Empedoklesentwürfe Nietzsches und den Zarathustra-Skizzen lässt sich als Mittel ein dramatischer *Urtypus* herausschälen, dem auch der ausgeführte Zarathustra nahesteht.

Die Hauptidee aus Zarathustra, die „ewige Wiederkunft", ist schon Hölderlins pantheistisches Bekenntnis im Hyperion wie im Empedokles und kehrt in allen Entwürfen und Skizzen Nietzsches wieder. Eine Menge Gedankengänge Hölderlins und Nietzsches zeigen eine so frappante Übereinstimmung, dass diese nur durch ihren gemeinsamen Ursprung aus der Lektüre der griechischen Schriftsteller und dem Anschauungskreis der Romantik erklärlich sind. Dabei zeigt sich der melancholische Schwabe in einem ganz neuen Licht: als Vorläufer der modernen Gefühlsphilosophie, weniger aufdringlich und subtiler als sein Lehrer und Freund Schiller, — zugleich auch schon umfangen von der frühromantischen Atmosphäre. In ihm offenbart sich so recht die Griechenschwärmerei als die eine Wurzel der Romantik.

Hölderlin: „Es war da ... es *war* in der Welt, es *kann* wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgener in ihr." Dieselbe Argumentation des Wiederkunftsgedankens, die umgekehrt in *Nietzsches* Thorwegfabel auftritt: „Muss nicht, was laufen *kann*, von allen Dingen schon einmal diese Gasse gelaufen *sein?*" Die logische Möglichkeit bedingt die Realität, bei Hölderlin bedingt die einmalige Realität die Möglichkeit — *Sein* = *Denken*, es ist die alte Lehre der Eleaten und des Parmenides. Welt und Mensch *ein* Organismus. Nun folgt aber unser Geist den Gesetzen der Logik. Also ist auch die Natur an die logische Sukzession gebunden. Was aber *einmal* wahr ist, kehrt unter gleichen Bedingungen unendliche Male wieder.

An *Epikur* mag Hölderlins Wort erinnern: „Geschiehet doch *alles* aus *Lust!*" und *Nietzsches* „Lust will aller Dinge Ewigkeit."

Hölderlin: „Natur! Welt! Alles andere ist wertlos."

Nietzsche: „So wollen wir das Erdenreich!"

Hölderlin nennt sich einen „Laien in der *Freude*". Die Menschen haben „von Freuden noch nichts geahnt. Ihnen ist der Schatten ihres Schattens nicht erschienen". „Die Freude muss gelernt werden."

Nietzsche: „Ihr höhern Menschen lerntet nicht tanzen, euch freuen." (Vergleiche Tieck: „Und das Lachen muss wieder Religion werden.")

Heraklits ἐν διαφερον ἑαυτῳ ist für *Hölderlin* das Wesen der *Harmonie* und des Schönen. Der Kampf der ins Unendliche gesteigerten Gegensätze bringt für die *Romantiker* die Hamonie hervor. „Das Ich und des Ichs Widerspruch — ist das Maß und der Wert aller Dinge," sagt *Nietzsche.* Heraklits Lehre vom „πολεμος", dem Vater aller Dinge, wirkt hier nach.

Die Liebe erscheint Hölderlin als *„Mitleid* mit dem (im Menschen) *trauernden Genius*, der *platonischen* Teilidee, die sich nach Vereinigung mit einer andern sehnt. Nietzsche wünscht von der Liebe, dass sie *„Mitleid* sein möchte *mit verhüllten Göttern"*. Aber das „Göttliche" im Menschen „sprengt den Kerker" in der Liebe (Hölderlin). Bis zum Namen *Diotima* und bis auf Nietzsches Konstruktion herunter, dass Weib und Mann „im Kinde ihre Einheit genießen", wirken *Platos* Gespräche über die Liebe. Die Seele, die Idee im Menschen, ist gleichsam im Körper eingekerkert. „Alles Fühlende an mir ist in Gefängnissen", sagt Zarathustra, „mancher kann seine eignen Ketten nicht lösen und ist dem Freund ein Erlöser". Nach der „Erlösung" durch Diotima „lächelt" auch Hyperion „der Kette, die ihn bedrückt". Der Einfluss der Ideenlehre Platos ist unverkennbar.

Aus Feueratomen hatte sich schon nach *Heraklit* die *Menschenseele* zusammengesetzt, *Feuer* oder *Asche* ist auch für Hölderlin das menschliche Seelenleben: „Das Feuer geht empor aus der dunklen Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt — und fällt — nun raucht und ringt sie — und was übrig bleibt, ist Asche", so dünkt ihn das Bild seines Innersten. Auch Zarathustra „trägt sein Feuer in die Täler" und „seine Asche zu Berge", zuweilen will er sich eine „hellere Flamme" erfinden. Wie eine *Krankheit* sucht dieser Wechsel seelischer Höhe und Tiefe, des Feuers und seines Verlöschens Zarathustra und Hyperion heim.

Die Heraklitische Lehre des „παντα ρει" kleidet *Hölderlin* in die Formel: „Ist doch das Bleiben gleich dem Strom, den der Frost gefesselt . . ."

Nietzsche führt das Motiv weiter aus: „Im Grunde steht alles stille" — das ist eine rechte Winterlehre. Dagegen aber predigt der Tauwind, der mit zornigen Hörnern Eis bricht. „O meine Brüder, ist jetzt nicht alles im Flusse?"

Das selbe Motiv und die selbe heraklitische Idee liegen auch *Hölderlins* Gedicht *„Der gefesselte Strom"* zugrunde. „Das *Werden,* mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffes *Sein* — darin muss ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen. (Ecce Homo.)"

Zu diesen Gedankenparallelen kommt noch die zufällige Ähnlichkeit der Herkunft und die Erziehung der beiden Dichter durch Frauen und Theologen.

Wie in den Personennamen und Charakteren, so stimmen auch in der Personenzahl die Empedoklesentwürfe mit dem Drama Hölderlins überein. Die ganze Zarathustrafabel berührt sich unzähligemal mit der Empedoklesfabel. Die Philisterfeindschaft und die romantische Seelenpsychologie, die romantische Naturbeseelung und die Wandersymbolik, die „unendliche Landschaft" der Romantiker, die romantischen Menschen und Freundschaften, alle diese Züge schaffen einen großen Kreis von Ähnlichkeiten.

Nietzsche und Hölderlin sind unsozial, schließen sich aus von der Gesellschaft, ja befehden sie und ihre nächste Umgebung, ihr Vaterland.

Sie wenden den *Harmoniebegriff* auf die *Gesellschaft* an. Da aber zur Erreichung der Harmonie nach romantischer Anschauung der Kampf zwischen den Extremen nötig ist, das Volk aber weder im Guten noch im Schlechten über mittelmäßig zu sein pflegt, wird es den beiden Dichtern widerwärtig. „Ihr habt den Glauben an alles Große verloren," wirft Hölderlin den Vielzuvielen vor, „es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird," prophezeit Nietzsche. Beide behaupten übereinstimmend, die Deutschen seien durch die Wissenschaft und die Kulturmittel „barbarisiert" worden, „harmonienlos wie die Scherben eines weggeworfenen Topfes" (Hölderlin), „Heimat aller Farbentöpfe" (Nietzsche) ein „buntgeschwenkelter Wirrwarr". Beide wandeln unter den Menschen „wie unter Bruchstücken und Gliedmaßen von Menschen" (Nietzsche), wie auf einem „Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt umherliegen" (Hölderlin).

Hölderlin: „Der weiß nicht, was er tut, der den *Staat* zur *Sittenschule* machen will."

Nietzsche nennt den *Staat* „Sprachverwirrung des *Guten* und *Bösen*."

Hölderlin: „Mein Los will, dass ich mich gegen die Verlogenheit von Jahrtausenden im Gegensatz weiß. *Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte.*"

Nietzsche-Zarathustra: „Ich liebe nur noch meiner Kinder Land."

Zum Interessantesten aber gehören wohl die Übereinstimmungen im *Stil* der beiden Sprachmeister. Da beobachten wir bei beiden einen künstlichen, *dreiteiligen Rhythmus* der Darstellung, der nach einem festen Schema gebaut, je nach Bedürfnis vereinfacht oder kompliziert werden kann.

Die romantische Lehre von der Entstehung der Harmonie aus Dualismus und Polarität scheint im *Hyperion* in die Praxis umgesetzt:

These: Was ist's denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und sehe nach Kalaurea hinüber, wo sie ruhet.

Das ists.

Antithese: *O dass ja* keiner den Kahn mir leihe,
dass sich ja keiner erbarme
und mir sein Ruder biete
und mir hinüberhelfe *zu ihr.*
Dass ja das gute Meer nicht ruhig bleibe,
damit ich nicht ein Holz mir zimmere
und hinüberschwimme *zu ihr.*

Synthese: Aber in die tobende See will ich mich werfen und ihre Woge bitten, dass sie an Diotimas Gestade mich wirft.

These: Hyperion sehnt sich nach Diotimas Grab und möchte hinüberfahren.

Antithese: Aber wenn er auch drüben wäre, würde ihn doch das Leben noch von Diotima trennen. So fährt er nicht.

Synthese: Aber der Sturm soll ihn hinübertragen, dann ruht er an ihrem Grabe und das Leben trennt ihn nicht mehr von ihr. —

Ein schönes Beispiel für triadischen Rhythmus findet sich unter anderem im dritten Teil des Zarathustra im Kapitel „Der Wanderer".

These: Also sprach Zarathustra im Steigen zu sich, mit harten Sprüchlein sein Herz tröstend; denn er war wund am Herzen wie noch niemals zuvor..., und er stand still und schwieg lange.

Antithese: „Ich erkenne mein Los," sagte er endlich mit *Trauer.* Und indem Zarathustra so sprach, *lachte* er mit Schwermut und Bitterkeit über sich selber... und *lächelte* dabei zum anderen Male —

Synthese: Da aber gedachte er seiner verlassenen Freunde und alsbald geschah es, dass *der Lachende weinte.* —

These: Erst schweigt Zarathustra traurig und schwermütig.

Antithese: Er versucht seine Traurigkeit zu bekämpfen mit Sarkasmen und lächelt. Der Sarkasmus aber vertieft nur die Traurigkeit. Das Lachen hat die dumpfe Schwermut gelöst.

Synthese: Der Lachende weint. —

Eine andere Triade im Zarathustra bildet das zweite Tanzlied.

These: Zarathustra und das Leben sprechen von ihrer Liebe zu einander — „Wir müssen schon einander gut sein" — sagen sie.

Antithese: Das Leben klagt Zarathustra der Untreue an und der heimlichen Absicht, es zu verlassen.

Synthese: Zarathustra gibt zu, dass er dem Leben untreu werden will, flüstert ihm aber die Lehre von der ewigen Wiederkunft ins Ohr. So liebt er das Leben *und* freut sich zugleich, es zu verlassen.

Besonders klar und deutlich ist die Verschmelzung von These und Antithese zur Synthese in einer Hyperiontriade, deren These selbst wieder eine Triade bildet. In der *These* erzählt Hyperion von den „Wonneträumen der Nacht". Er träumt von seinem und Diotimas Geister-Vorleben im Elysium, träumt von ihrem künftigen überirdischen Dasein in den Geistertalen des Arkurs, „Berauscht vom seligen Wiegenliede" wird er durch den Schlaf mit Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verbunden. Das Erwachen aus diesen Wonneträumen und ihr Verschwinden bildet die *Antithese.* Aber zum aufsteigenden Schmerz tritt die Erinnerung an die Träume, die *Wonne der Wehmut* bildet die *Synthese* zwischen Traum und Wirklichkeit.

Die Hymik, der Wechsel von Poesie und Prosa, das Antithetische und vor allem die rhetorische Grammatik führen zu jenem beweglichen, schillernden Tonmeer, das man mit Recht in engsten Zusammenhang gebracht hat mit musikalischer Schöpfungsweise.

Rhetorische Grammatik! Parataktische Nebeneinanderstellung von Gedanken und Gefühlen ohne logischen oder grammatikalischen Zusammenhang: dieses Bild bieten große Partien aus Zarathustra und den Werken Hölderlins. Der grammatikalische und logische Zusammenhang wird durch ein musikalisch-akustisches Surrogat ersetzt: durch die rhetorischen Figuren der Anapher und Epipher. Lange Anaphern- und Epiphernreihen bilden, seltsam variiert, im Verein mit der Rhythmik der Darstellung ein außerordentlich kunstvolles Geflecht, das bis in alle Einzelheiten der Technik Hölderlins wie der Nietzsches angehört.

HYPERION:

Eh es eines von uns beiden wusste, *gehörten wir uns an.*
Wenn ich so mit allen Huldigungen des Herzens selig überwunden vor ihr stand
und schwieg, *und* all mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges,
das *sie nur* sah, *nur sie* umfasste,
und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete
und nicht wusste wo ich war mit meinen Gedanken —
Wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit sie belauschte
und um die leiseste Bewegung wie die Biene schweift
und flog.
Und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt'
und überrascht von *meiner Freude*
meine Freude sich verbergen musste,
und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder *sucht'*
und fand —
Wenn sie wunderbar allwissend,
jeden Wohlklang, *jeden* Misslaut in der Tiefe meines Wesens, noch eh ich selbst ihn wahrnahm mir enthüllte
Wenn sie jeden Schatten *eines* Wölkchens *auf der Stirne*
jeden Schatten *einer* Wehmut,
eines Stolzes *auf der Lippe*
jeden Funken *mir* im Auge sah
Wenn sie Ebb' und Flut des Herzens
mir behorcht,
Wenn das liebe Wesen treuer *wie ein* Spiegel
jeden Wechsel meiner Wange *mir* verriet
und oft in freundlichen Bekümmernissen mich ermahnt'
und strafte *wie ein* teures Kind —

(Ach! *Da du* einst an den Fingern die Treppen zähltest,
da du deine Spaziergänge *mir* wiesest, die Plätze,
wo du sonst gesessen *und mir* erzähltest und mir sagtest
es sei dir jetzt, als wär ich auch von jeher da gewesen.)
gehörten wir da nicht längst uns an?

Dasselbe Bild, nur noch stilisierter, erhalten wir aus der Zerlegung von Zarathustra-Stellen in ihre Komponenten, so zum Beispiel des Nachtliedes:

Nacht ist es: nun reden lauter alle *springenden Brunnen*
und auch meine Seele ist ein *springender Brunnen.*
Nacht ist es: nun erwachen alle *Lieder* der *Liebenden*
und auch meine Seele ist das Lied eines *Liebenden.*
Licht bin ich, *ach, dass ich Nacht* wäre! Das ist meine Einsamkeit, dass ich von
Licht umgürtet bin.
ach, dass ich dunkel wäre und nächtig,
wie wollte ich an den Brüsten des Lichtes saugen
und euch selber *wollte ich* noch segnen . . .
das ist meine Armut, *dass* meine Hand niemals ausruht vom Schenken,
das ist mein Neid, *dass* ich wachende Augen sehe.
etc. etc.
Nacht ist es, nun reden lauter alle springenden Brunnen etc.
Nacht ist es, nun erwachen alle Lieder der Liebenden etc.

Hundertfach — aber wegen der Nähe der Bibel und des romantischen Vorstellungskreises nur mit großer Vorsicht zu genießen — sind die Übereinstimmungen in der Bildersprache. Bei Hölderlin wie bei Nietzsche „schreit" die Wahrheit, die Sonne und der ganze Himmel werden lebendig, werden zum Verwandten und Bruder des Menschen, die Natur wird eine Geliebte, die Einsamkeit eine „Mutter", der Mensch ist ein Blitz, ein Sturm, die Menschen eine Wolke, ein Bach, ein Meer. Der Mensch ist Feuer und Asche, Erkenntnis heißt „Licht trinken". Der befehlende Mensch ist ein Strom, der die anderen Ströme in den Ozean führt. Alles Seiende gleicht einem gefrorenen Fluss: die Oberfläche scheint stille zu stehen, aber im Grunde ist alles Bewegung. Unter den vielen parallelen Gleichnissen und Symbolen befinden sich eine Anzahl, die durch wörtliche und sachliche Übereinstimmung schwerer ins Gewicht fallen. Einige sind uns schon oben begegnet.

„Wie ein Blitzstrahl" und „wie der allerfrischende Regen" muss nach Hölderlin der Volks-Erlöser Hyperion „hinab ins Land der Sterblichen". Eine dunkle Wolke hängend über den Menschen und ein Blitz, der sie „lecken" soll, ist in Nietzsches Augen der Übermensch. Hölderlin nennt das Bergvolk eine schweigende Wetterwolke und die, welche der Erleuchtung bedürfen, ein „dürres Land", dem ein glücklich Gewitter kommt. Dasselbe Motiv im selben Sinne braucht auch Nietzsche: „Armes Erdreich! Bald sollen sie mir dastehen wie dürres Gras und mehr noch als nach Wasser nach *Feuer* lechzen."

Hölderlin erzählt von Adamas: „Er hatte an seinem Stoff, der Welt, lange genug Geduld und Kunst geübt, aber sein Stoff war *Stein* geblieben, nahm wohl zur Not die *edle Menschenform* von außen an.“ Gleich wie dem Adamas ergeht es auch Zarathustra. Er klagt: „Ach, ihr Menschen! Im Steine schläft mir ein Bild, das Bild meiner Bilder — des Übermenschen Schönheit.“

Wenn Zarathustra seine Werdezeit vergleicht mit den Schneeflocken: „Vorbei die Bosheit meiner Schneeflocken im Juni — vorbei die Trübsal meines Frühlings“, so vergleicht Hölderlins Hyperion mit dem selben Bild seine Jugend und ihre Aussprüche: „Aber meine Worte sind wie Schneeflocken und machen die Luft nur trüber.“

Das Bild des zitternden Tieres unter der Hand des Schlächters ist beiden gemeinsam: „Ich war wie ein Tier unter der Hand des Schlächters“ (Hölderlin). „Mitunter fand ich auch ein fremdes Tier, das zitterte, wenn ich meine Hand drauflegte“ (Zarathustra).

„Wer reißt sich denn gern die Flügel (der Begeisterung) aus,“ fragt Hyperion, und Zarathustra sagt von den missglückten Helden, es seien ihnen „die Flügel zerbrochen“, als sie ihre Ideale verloren, und von den Schwärmern, dass sie „mit zerbrochenen Flügeln flattern“.

Wenn Hölderlin sich unter den Menschen umsieht, erscheint es ihm zuweilen „Als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeit des Tierreiches aufgelöst“. Denselben Gedankengang werfen die Leute dem Zarathustra vor: „Wandelt er nicht unter uns, wie unter Tieren?“ Und Zarathustra antwortet: „Der Erkennende wandelt unter Menschen als unter Tieren“.

Hyperion will als Verkündiger der Schönheit die andern Menschen ergreifen und sie „wie der Strom die Ströme in den Ozean“ zur Schönheit hinführen. Zarathustra fragt nach dem großen Menschheitsführer: „Wer will sagen, so sollt ihr fließen, ihr kleinen und großen Ströme?“ Die Begeisterung „reißt wie ein Strom“ die einsiedlerische Selbstgenügsamkeit „mit sich hinab zum Meere“. „Wie sollte mein Strom nicht den Weg zum Meere finden? Aber mein Strom reißt ihn mit hinab zum Meere.“

Doch all dies ist nur noch ein schwacher, entfernter Anklang an die tiefen Einwirkungen, die Nietzsche in jungen Jahren von Hölderlin erfahren, und wäre ohne den Nachweis des Zusammenhangs Empedokles-Zarathustra ohne Grundlage. Aber die Tatsache, dass Nietzsche acht Jahre nach seinem begeisterten Schulaufsatz einen eigenen Empedokles entwarf, der in Personenzahl, Personennamen und Charakteren seinen Ursprung verrät — ferner die unleugbaren Übereinstimmungen, direkten Entlehnungen und andern Verwandtschaften zwischen den Empedoklesentwürfen und den Zarathustra-Skizzen — dies im Verein mit der Fülle von Analogien gibt uns das Recht, in Hölderlins Werken und speziell in seinem Empedokles den Ursprung des Zarathustra zu vermuten.

ZÜRICH O. G. BAUMGARTNER